

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Englisch-Ostindien**

**Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859**

Der Mohamedanismus in Indien

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

Race, daß sie auf beiden Gebieten — Amerika und Asien — ihre vordem siegreichen Rivalen verdrängt hat, oder, wo dieß nicht schon geschehen, zu verdrängen im Begriff ist.

### Der Mohamedanismus in Indien.

Die Mohamedaner waren die ersten, welche in die stille abgeschlossene Welt der Hindus mit bleibender Wirkung einbrachen. Sie bilden noch heutigen Tags das wichtigste Volkselement in Hindustan neben den Eingeborenen, und zwar, trotz ihrer geringeren numerischen Bedeutung, mehr noch als die letzteren, da ihnen größere Thatkraft innewohnt.

Die indische Welt ist unter dem dreifachen Einflusse der Lehren Brahma's, Mohamed's und Christus, und es ist daher von großem Interesse, die Wirkung einer jeden dieser Religionen auf den Geist des Hinduvolks und dessen Verhalten zu einer jeden derselben zu beobachten.

Aber auch außerdem ist das Auftreten der Mohamedaner in Hindustan so eng mit der älteren und neueren Geschichte dieses Landes verflochten, daß ein näheres Eingehen auf dasselbe unerläßlich ist.

Mit dem Jahre 622 beginnt die Hegyra oder das mohamedanische Zeitalter — eines der denkwürdigsten in der Geschichte des Menschengeschlechts, sowohl durch die Gründung einer neuen Religion, als durch eine folgenreiche Umwälzung und durch eine Persönlichkeit, deren Wirkung einen bleibenden Eindruck für alle Zeiten hervorgebracht hat.

Arabien ist die Halbinsel, welche von Persien durch den persischen Meerbusen, von Aegypten durch den arabischen Meerbusen und das rothe Meer getrennt ist. Die Bewohner dieses Landes leiten ihre Abkunft von Jofkan, dem Sohne Hebers her, der kurz nach der Zerstörung Babels und nachdem die Sprachverwirrung eingetreten war, den Grund zu dem arabischen Reiche gelegt habe. Die Araber bewahren eine lange Liste von Königen, die von Jofkan bis auf Mohamed reicht; es unterliegt aber nicht dem mindesten Zweifel, daß dieselbe sich meist nicht auf historische Daten stützt, und daß es nicht in irgend eines Menschen Macht liegt, die ältere Chronologie von Arabien, eben so wenig wie die eines andern Volkes, vollständig festzustellen.

Was von der älteren Geschichte dieses Volkes mit Sicherheit bekannt ist, beschränkt sich darauf, daß sich dasselbe sowohl von den alten Aegyptern, als den Persern und Römern unabhängig zu erhalten wußte; daß Arabien

frei und von seinen Nachbarn geachtet blieb, und anderwärts verfolgte Juden wie Christen ihre Zuflucht in ihrem Lande fanden, wo sie, ihre gegenseitige Feindseligkeit vergessend, nicht bloß unter sich, sondern auch mit den Heiden in religiösem Frieden lebten. Einem gewandten Geiste, der keine festen Ansichten hatte, aber kein Mittel scheute, das den Erfolg sicher stellen konnte, war so Gelegenheit gegeben, zu gemeinschaftlichen Zwecken Männer zu vereinigen, die gleichgültig gegen jeden Glauben geworden waren. Im Jahre 569 ward zu Mekka der Mann geboren, dessen Bestimmung es war, diese That zu vollbringen und dadurch den Orient von Grund aus umzugestalten. Unwissend, ehrgeizig und in jüngeren Jahren leidenschaftlichen Wesens, ward er zum Fanatiker und bald darauf zum Betrüger. Er gab vor, mit dem Engel Gabriel in Verbindung zu stehen, und legte sich die Macht bei, Wunder zu bewirken. Er war ein Mann von starken Gefühlen, grausam und enthusiastisch, und dadurch, wie Keiner, geschaffen, den größten Einfluß auf seine Landsleute auszuüben.

Seiner Religionsätze waren nur wenige und diese lauteten einfach: „Es gibt nur einen Gott und Mohamed ist sein Prophet!“ Was er seinen Anhängern verhiess, war mehr als alles Andere geeignet, die kriegerischen Neigungen seiner Race auf's Höchste zu steigern. „Das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle; ein Tropfen Blutes, für den Herrn der Welt vergossen, oder eine Nacht, für ihn unter den Waffen zugebracht, ist von größerem Nutzen, als zweimonatliches Fasten und Beten. Wer in der Schlacht fällt, dessen Sünden sind vergeben am Tage des Gerichts; seine Wunden werden glänzen wie Zinnober und duften wie Moschus; den Verlust seiner Glieder werden ihm die Flügel der Engel und Cherubim ersetzen!“ (Koran.) Die Wahl, welche der Mohamedanismus den Andersgläubigen ließ, war „der Koran, Tribut oder das Schwert“.

Die Erfolge, welche ein derartiges Glaubensbekenntniß mit einem Volke, wie das arabische, erzielte, entsprachen den blutdürstigen Erwartungen seines Propheten und Oberhauptes. Binnen Kurzem eroberte er Arabien, verwüstete er die fruchtbaren Gefilde Syriens, war er stark genug, das Reich des Orients im Schach zu halten und ein neues zu gründen, in dem er Millionen zu seinem Glauben bekehrte. Wie Alexander der Große, hinterließ er keinen Sohn als Erben seiner Herrschaft; sein Reich sollte die Beute des unternehmendsten unter seinen Anhängern werden. Obgleich

Ali nicht bloß sein Vetter und Schwiegersohn, sondern, was bei einem so fanatischen Volke noch weit mehr in's Gewicht fiel, der erste der von ihm Bekehrten war, so folgte doch nicht er, sondern Abubekir, der Vater einer seiner vielen Frauen, ihm in seiner geistlichen und weltlichen Obergewalt nach. In einem Feldzuge, den er nach Palästina machte, errang Abubekir viele Siege, und breitete die angeblichen Verheißungen Mohameds mit gleichem Erfolge aus. Seine Regierung dauerte nur wenige Jahre. Obgleich die Bekenner des Propheten so sich bald in zwei Secten — die Schitten, die Anhänger Alis und die Sunniten, diejenigen Omar's — spalteten, verherrlichte doch Omar, der sich den stolzen Titel: „Gebietler der Gläubigen“ beilegte, in seinem Siegeslaufe den Glanz der Würde und der Macht des Kaliphen oder Stellvertreters des Propheten. Wohin immer dieser entschlossene Fürst seine Waffen führte, wurden sie von Erfolg gekrönt. An den Ufern des Jermal zitterten 40,000 Griechen vor dem Halbmonde, und Palästina ward den schwachen Händen der Christen entrissen. Die Einnahme von Damaskus, der Fall von Jerusalem, die Niederlage der Perfer, die Eroberung Aegyptens, wie die aller nördlichen Theile Afrikas bis zum atlantischen Meere — alles dieß gehörte zu den Waffenthaten Omar's. Ihm wird die Zerstörung der großen Bibliothek von Alexandria durch Feuer (641) zugeschrieben. Mitten in seinen Triumpfen fiel er im zehnten Jahre seiner Regierung von der Hand eines Mörders; ihm folgte auf dem Throne Othman, der während seiner zwölfjährigen Regierung ein eifriger Verbreiter der Lehren des Korans war, und, eben so glücklich hierin, wie seine Vorgänger, die Eroberung des Orients stets weiter ausdehnte. Derselbe fiel als Opfer einer Verschwörung im 35. Jahre der Hegyra (656 der christlichen Zeitrechnung).

Ali ward endlich, trotz dem heftigen Widerstande, den ihm Ayesha, die Wittve Mohameds und Mutter der Gläubigen, entgegensetzte, als Kaliphe ausgerufen. Er besiegte Zobeir und Talher, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatten; sie selbst aber ließ er mit jedem äußeren Zeichen von Achtung nach Medinah bringen. Nachdem auch er in einem Aufstande geblieben war, gelangte sein Sohn Hassan auf den Thron, der jedoch im Jahre 661, nach einer kurzen Regierung von 6 Monaten, zu Gunsten Moawiyahs abdanken mußte, der der erste Kaliphe aus dem Geschlechte der Ommayaden war. Nach dem Tode des zweiten Kaliphen Omar eroberten die Araber Persien so weit östlich als Herat, und dehnten die Gränzen ihres Landes bis zu dem Flusse Oxus, mit Einschluß von Balkh,

und allen nördlich vom Hindu-Kusch gelegenen Ländern an. Der Indus wurde so ihre östliche Gränze.

Der persische Geschichtschreiber Ferishta erzählt, daß der Kaliphe Moawiyah im Jahre 664, dem dritten seiner Regierung, von Meru nach Kabul an der Spitze einer Armee marschirte und an letzterem Orte mehr denn 12,000 Menschen bekehrte; ferner, daß eine Abtheilung seiner Armee von da in der Richtung nach Hindustan bis nach Multan drang, und nachdem sie diesen Landestheil geplündert hatte, wieder in das Hauptquartier zu Rhorassan mit einer Menge Gefangener zurückkehrte, die zur Annahme des mohamedanischen Glaubens gezwungen wurden.

In dieser Art dauerten während längerer Zeit, nachdem die Affghanen bereits sämmtlich den mohamedanischen Glauben angenommen hatten, die Einfälle der Araber in Hindustan fort, theils um zu bekehren, hauptsächlich aber um Beute, namentlich an Hindu-Weibern, zu machen, die besondere Anziehungskraft für die Araber gehabt haben, und in ihren Serails ausnehmend geschätzt gewesen sein sollen.

Endlich, während der Regierung des Kaliphen Walid, machten die Moslems größere Anstrengungen in dieser Richtung. Als ein arabisches Schiff zu Deival, einem Seehafen, der zu Scinde gehörte, weggenommen ward, ward dessen Auslieferung von dem Radschah Dahir verlangt. Derselbe verweigerte sie aus dem Grunde, weil dieser Seehafen nicht zu seinem Gebiete gehöre. Hierauf sandten die Musselmänner ein Heer, was aus tausend Mann Fußvolks und dreihundert Pferden bestand, um ihrer Forderung Nachdruck zu geben; allein dasselbe ward von den Eingeborenen abge schnitten. Hebschai, der Gouverneur von Basra, hob hierauf eine reguläre Armee von 6000 Mann zu Schiraz aus, und gab den Oberbefehl über dieselbe seinem Neffen Mohamed Casim, der damals nicht älter als 20 Jahre war und dieselbe bis unter die Mauern von Deival führte. Casim war mit allem versehen, was zu einer Belagerung gehörte. Damit begann er den Angriff gegen einen Tempel, der nur eine kurze Strecke von der Stadt entfernt lag. Es war dieß eine hochberühmte und von dem Volke verehrte Pagode. Sie war stark befestigt, da sie eine hohe Einschlußmauer von gehauenen Steinen hatte und von einer starken Besatzung aus Radschputen, wozu noch viele Brahmanen kamen, vertheidigt war. Auf dem hohen Thurm dieser Pagode war eine Flagge aufgesteckt mit der abergläubischen Legende, daß, so lange dieselbe ihren Platz

behielte, die Pagode aller Kunst und allen Angriffen der Feinde widerstehen würde. Diese Prophezeiung kam bald zu den Ohren Casims, der sofort seinen Wurfgeschossen die Richtung gegen die Standarte geben ließ. Sie ward herabgeschossen; diejenigen, deren Hoffnungen darauf geruht hatten, verloren sofort alles Vertrauen, und verließen in Verzweiflung ihren Posten. So fiel die Stadt ohne allen Kampf in die Hände der Angreifer. Casim verlangte von den Bewohnern derselben, daß sie sich beschneiden lassen sollten, was aber verweigert ward. Erzürnt über den ihm dadurch angethanen Schimpf, ließ er alle Personen männlichen Geschlechts, die älter als 17 Jahre waren, umbringen und den Rest mit den Weibern in die Claverei führen. Der flüchtige Radschah Dahir war mittlerweile thätig, den Arabern eine frische Armee entgegenzustellen, und hatte bereits 50,000 Mann versammelt. Das ganze arabische Heer war jedoch nicht mehr als 6000 stark. Bereits hatten die Hindus die Reihen ihrer Feinde durchbrochen, und waren eben daran, den Sieg vollends zu erringen, als einer der arabischen Schützen eine Kugel aus Naphtha auf den weißen Elephanten abschöß, auf dem Dahir ritt. Von dem Glanze derselben ward das Thier so erschreckt, daß es dem Flusse zusloß, und trotz allen Gegenbemühungen des Reiters in denselben untertauchte. Als die Hindus die Eile bemerkten, mit der ihr Fürst den Kampfplatz verließ, wurden sie, weil ihnen die Ursache derselben gänzlich unbekannt war, von Schrecken ergriffen und begaben sich sofort ebenfalls auf die Flucht, indem sie das Schlachtfeld ihren glücklicheren Feinden überließen. Da der Elephant mittlerweile wieder aus dem Wasser herausgekommen war, stellte sich Dahir abermals seinen fliehenden Truppen dar, hielt sie auf, und erneuerte so den Kampf. Das Glück war ihm abermals ungünstig; von einem Pfeil getroffen, fiel er von seinem Sitze. Trotzdem verlangte er auf's Pferd gesetzt zu werden, und obgleich seine Wunde sehr stark war, führte er seine Truppen mitten unter die arabische Cavallerie und fand so den Tod eines Helden. Der Verlust ihres tapfern Fürsten benahm seiner Armee allen Muth; sie floß vom Felde. In Folge dieses Siegs ward viel Beute gemacht. Dahirs Wittve versammelte mit einem Heroismus, der ihres tapfern Gemahls würdig war, 15,000 Radschputen um sich, um dem anrückenden Feinde die Spitze zu bieten. Als dieser der angebotenen Schlacht auswich, suchte sie Zuflucht in der Vertheidigung von Abschur, welches jedoch bald vom Feinde eingeschlossen ward. In die äußerste Bedrängniß versezt, opferte die Besatzung Weiber und Kinder

auf einem Scheiterhaufen, und warf sich, von Dahirs Wittve angeführt, auf's feindliche Lager, wo sie Alle ihr Leben ließen.

Bei dem ersten Einfall, den die Araber machten, ward jede indische Stadt, in welche sie eindringen, von ihnen aufgefordert, entweder ihren Glauben anzunehmen oder Tribut zu zahlen. Wer zu keinem von beiden geneigt war, kam, falls er sich nicht sofort vollständig ergab, durch's Schwert um, und seine Familie ward in die Sklaverei geführt. Vier Städte verwarfen diese Bedingungen, und in zweien derselben wurden die fremden Krieger, der Zahl nach 6000, hingemordet. In solchen Fällen ward eine sonderbare Ausnahme gemacht. Kaufleute und Künstler wurden nicht in diesen Gewaltmaßregeln inbegriffen; denen, welche sich herbeiließen, Tribut zu geben, wurden alle ihre Vorrechte, wie das Recht der Ausübung ihrer Religion, gelassen. Willigte ein souveräner Fürst ein, Tribut zu zahlen, so behielt er sein Gebiet und trat alsdann bloß in das Verhältnis eines tributzahlenden Fürsten.

Ungefähr um diese Zeit hatte die Macht der Anhänger des arabischen Reformers ihren Höhepunkt erreicht. Die fruchtbaren Gegenden Nordafrikas, die Sitze altägyptischer Größe und des Handels der stolzesten der tyrischen Colonien, die reichen und ausgedehnten Ebenen Spaniens, der östliche Continent, wo einst die großen Reiche mit den berühmten Städten Babylon, Tyrus, Persopolis und Jerusalem, und das steinige Petrea blühten — sie alle hatten sich vor dem Halbmonde gebeugt. Allein schon war die Saat der Zwietracht weithin über das Gebiet seiner Macht ausgeworfen. Bereits im ersten Halbjahrhundert der Hegyra hatte der an Othman, während derselbe im Gebete lag, verübte Mord und die Unfähigkeit Ali's zu einer gelungenen Empörung und zu der Gründung eines zweiten Kaliphats jenseits der Gränzen des Geburtslandes des Propheten geführt. Die Ommajaden, die die neugeschaffene Würde 90 Jahre lang behaupten sollten, wurden in ihrem Besitze stets von den Nachkommen des Propheten durch dessen Tochter Fatima beunruhigt, deren Ansprüche einen willkommenen Anlaß zu Auflehnung und Aufruhr boten, und schließlich mit dem Aufstand der mächtigen Provinz Khorassan endigten. Dadurch ward die Macht der regierenden Familie geschwächt, bis im Jahre 750 die Nachkommen Abbas, des Oheims von Mohamed, den Thron bestiegen. Spanien bewies zwar seine Anhänglichkeit an die alte Dynastie, aber die Einheit der moslemischen Herrschaft war dahin.

Während das Kaliphat von Bagdad auf diese Weise im Verfallen

war, war ein Tartarenstamm aus dem Altaigebirge, der seitdem unter dem Namen: die Türken, bekannt wurde, langsam, aber nachhaltig zu großer Macht gelangt. Durch eine Reihenfolge mit Nachdruck gemachter Einfälle hatten sie sich alle benachbarten Stämme unterworfen. Bei dem entarteten Zustande arabischer Heere wurde eine große Zahl dieser Krieger in dieselben aufgenommen. Durch Thaten persönlicher Tapferkeit und kriegerischen Muthes erlangten ihre Häuptlinge bald den Befehl von Armeen und die Regierung von Provinzen; auch wurden sie nach und nach der Ehre theilhaftig, daß aus ihrer Mitte vorzugsweise die Leibwache des Gebieters der Gläubigen gebildet wurde.

Sobald als die Macht des Kaliphen im Sinken war, und die Thatkraft, der Gehorsam und der Enthusiasmus der Araber nachzulassen begann, äußerten sich die Folgen, die stets solche Symptome begleiten, durch das ganze mohamedanische Reich. Die Fahne des Aufruhrs ward bald von den Gouverneuren aller jener Provinzen geschwungen.

Ein hartnäckiger Aufruhr, der in Transorarien ausgebrochen war, rief Harun-al-Raschid, den berühmten Helden arabischer Geschichte und Romantik, und den fünften aus dem Hause von Abbas, von dem Sitze der Regierung herbei, um denselben zu dämpfen; er fand jedoch bei diesem Anlasse seinen Tod. Seinem Sohne Mahmud gelang es zwar, die Empörung zu ersticken, aber nur dadurch, daß er seine Residenz in der unzufriedenen Provinz aufschlug, und so im Stande war, dieselbe dem Reiche zu erhalten. In Folge eines andern Aufstandes entriß er hier den Scepter den Händen seines Bruders Amir. Kaum hatte er jedoch Besitz von seiner Hauptstadt genommen und seinen Hof eingerichtet, als Tahir, dessen Anhänglichkeit er seine Haupterfolge verdankte, den Grund zu seiner eigenen Unabhängigkeit zu legen begann. Das Gebiet, welches derselbe zu verwalten hatte, begriff Transorarien und Chorassan in sich, wovon das letztere vom caspischen Meer bis an den Drus reichte, und ebenso wie Transorarien niemals mehr mit dem Reiche vereinigt ward. Die Gebieter der Gläubigen, die gänzlich in den Händen ihrer türkischen Leibwache waren, hatten dadurch alles Ansehen verloren, und von diesem Zeitpunkt an kann man den vollständigen Verfall des arabischen Reiches rechnen.

Tahir war der Gründer einer eigenen Dynastie, die jedoch nach einer kurzen Periode von 59 Jahren von einer andern, den Soffariden, verdrängt ward, bis auch diese einer andern, den Somaniden, Platz machte.

Die Herrschaft dieser letzteren soll sich in einem Zeitraum von 114 Jahren über Bolkhara, Khorassan, einen großen Theil von Persien, über Kandahar, Zabulistan, Kabul und die Gebirge der Affghanen erstreckt haben.

Während der Regierung Abd-el-Meleks, des fünften Prinzen der Dynastie, gelangte Muptugin, ein türkischer Sklave, zu Ansehen und wurde zum Gouverneur der großen Provinz Khorassan bestellt. Nach dem Tode seines Beschützers, des Souveräns derselben, machte er einen Versuch, den Scepter den schwachen Händen seines Sohnes Mansour zu entreißen; allein die Emire des Landes scharten sich um seinen Thron, und zwangen Muptugin, den Königssitz von Bolkhara zu verlassen. Der ehrgeizige Gouverneur zog sich mit seinen Anhängern und den Bewunderern seines Muthes in die Stadt Ghiznee zurück, die am westlichsten Theil des Flusses Gaumul, einem der zahlreichen, sich in den Indus mündenden Ströme, liegt. Vergebens wandte man Alles an, um seine Gewalt im Wachsthum zu ersticken; denn während einer Periode von 16 Jahren vermehrte er sowohl seine Besitzungen als seinen Ruhm. Die Kräfte, die ihn in den Stand setzten, seine Unabhängigkeit zu bewahren, bestanden in der Zahl von 3000 disciplinirten Sklaven oder Mameluken, Türken, wie er, welche ihm gefolgt waren. Ohne Zweifel hatten sich jedoch später noch Leute, die vormalig unter ihm, während er Gouverneur war, gedient hatten, zu ihm gesellt; wie es auch höchst wahrscheinlich ist, daß seine Hauptstärke in den Mitteln bestand, welche ihm das Land seiner Wahl zur Verfügung gestellt hatte.

Sebektegin, einst sein Sklave, der sich nach und nach zu seinem Hauptrathgeber und Schwiegersohn emporgeschwungen hatte, wurde auch sein Nachfolger. Obgleich Herr von Ghiznee, ward er einige Zeit hindurch von den Samaniden bloß als der Gouverneur einer Provinz behandelt. Den Führern seiner Truppen und diesen selbst machte er sich durch seine Freigebigkeit und militärischen Eigenschaften, seinen Unterthanen durch seine Leutseligkeit beliebt. Während seiner Regierung genoß das Land Frieden, wenn er auch seine Waffengewalt und die Herrschaft seines Glaubens über Hindustan auszudehnen bemüht war. Er zerstörte die Denkmäler des Heidenthums, eroberte das Pandschab, baute die Städte Bost und Khozdar am Indus. Noah, der Nachfolger von Mansour, behandelte ihn mehr als einen Bundesgenossen, denn als einen Unterthan. Der König von Turkistan bedrohte das Kaliphat mit Vernichtung; allein der Kaliphe erhielt durch seinen Muth und die Tapferkeit seiner Truppen den

Thron, und die besiegten Türken wurden mit Erfolg im Jahre 997 aus dem Lande verjagt.

Beim Tode dieses Fürsten ward dessen jüngerer Sohn nach dem Befehle seines Vaters auf den Thron gehoben; allein Mahmud, der bereits durch seine Waffenthaten in dem Kriege mit dem Könige von Turfistan sich großen Ruhm erworben hatte, ergriff die Waffen gegen seinen Bruder und stellte dadurch sein Recht als der ältere Sohn wieder her.

Mit dem Regierungsantritt Mahmuds beginnt das elfte Jahrhundert und der Anfang dessen, was man die mohamedanische Herrschaft in Hindustan nennen kann. Nach Wiederherstellung seiner Oberherrlichkeit in dem bisherigen Gebiete seines Reiches, unternahm er im Herbst des Jahres 1000 seinen ersten Heereszug nach Indien, nachdem er kurz vorher sich von Balkh nach Herat, und von da nach Sistan, wo er den Gouverneur dieser Provinz im Kampfe besiegte, begeben hatte und wieder nach Ghiznee zurückgekehrt war. Nach nicht unbedeutenden, in Hindustan auf dem ersten Zuge errungenen Erfolgen kehrte er bald darauf an der Spitze von 10,000 auserwählten Reitern nach Peshawar zurück und stieß dort auf den König von Lahore, der eine Armee von 42,000 Mann Infanterie und Cavallerie mit 300 Elephanten anführte. Trotz diesem Mißverhältnisse der Zahlen beider Armeen blieb doch Mahmud der Sieger. Der Radschah ward mit fünfzehn seiner Armeebefehlshaber, seinen Söhnen und Brüdern gefangen genommen und ließ 5000 seiner Truppen auf dem Schlachtfelde.

Mahmud erbeutete in dieser Schlacht einen großen Schatz. Unter der Beute befanden sich sechszehn Halsbänder, wovon eines auf 81,000 L. St. (972,000 fl. rheinisch) geschätzt ward. Im darauffolgenden Jahre entließ er seine Gefangenen gegen ein großes Lösegeld und indem sie sich verbindlich machten, ihm Tribut zu zahlen. Einem Gebrauch der alten Hindus zufolge, daß derjenige Radschah, der zweimal von Fremden besiegt werde, abdanken müsse, übergab der unglückliche König von Lahore die von ihm getragene Krone seinem Sohne. Nachdem dieß geschehen war, ließ er einen Scheiterhaufen aufrichten, den er mit eigener Hand anzündete und auf dem er einen freiwilligen Tod fand.

Im Jahre 1004 marschirte Mahmud nochmals nach Hindustan an der Spitze seiner Armee, um den früher auferlegten Tribut, welcher nicht gezahlt worden war, einzutreiben. In Multan kam es zu einer Schlacht, worin sich die Hindus mit großer Tapferkeit schlugen, und ihre Gegner

mit großem Menschenverlust zurückwarfen. Die letzteren wiederholten eben so oft ihre Angriffe, bis gegen den Abend des Tags Mahmud, indem er sein Anilitz in der Richtung der Stadt des Propheten zuwandte, dessen Hülfe anrief. „Vorwärts! vorwärts!“ schrie der enthusiastische König, „unser Gebet hat Erhörung gefunden!“ Die Truppen antworteten muthvoll seinem Rufe, und warfen sich auf den Feind, den sie nach dem heftigsten Kampfe in die Flucht schlugen. Zweihundert und achtzig Elephanten gehörten zu ihrer Kriegsbeute.

Ein dritter von Mahmud nach Hindustan unternommener Feldzug war nicht weniger glücklich.

Als er jedoch den vierten unternehmen wollte, begegnete er dem heftigsten Widerstande der zu diesem Zwecke vereinigten Hindufürsten, die die Vertreibung des Feindes als eine heilige Pflicht erklärten. So groß war damals der Eifer, der die ganze Nation befeelte, daß die Hindu-frauen auch in den entferntesten Theilen des Landes ihre Edelsteine verkauften und ihren Goldschmuck einschmelzen ließen, um den Ertrag derselben auf den Altar des Vaterlandes zu legen. So sehr auch die ersten Erfolge der Verbündeten Gutes verhießen, so erklärte sich doch das Schicksal gegen sie. Der Fürst, der sie anführte, ritt, wie üblich, überall hin sichtbar, einen Elephanten, der durch eine gegen ihn abgeschossene Kugel aus Naphtha scheu wurde, sich umwandte und floh. Das Verschwinden des Oberbefehlshabers entmuthigte das ganze Heer; es suchte sein Heil in der Flucht, auf der 20,000 Mann desselben umkamen.

Mahmud war jetzt entschlossen, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften liege, um seine dauernde Herrschaft in Hindustan zu begründen, und um die bezwungenen Hindus zum Koran zu bekehren. Fortan führte er einen Vernichtungskrieg gegen ihre Götzenbilder und Brahmanen, deren Tempel er dem Erdboden gleichmachen ließ. Um das zu erhalten, was in ihren Augen ungleich höheren Werth hatte, als ihr eigener Besitz, hatten sie die heiligen Gefäße ihrer Tempel in ein sehr festes Fort verbringen lassen, das auf der Spitze eines steilen Berges gelegen war. Die geheimen Schätze aller benachbarten Königreiche waren ebenfalls dahin verbracht worden. Persische Geschichtschreiber erzählen, daß eine größere Menge Goldes, Silbers, kostbarer Steine und Perlen daselbst aufgehäuft worden sei, als jemals in der Schatzkammer irgend eines Fürsten aufbewahrt gewesen. Mahmud überraschte diese Festung, ehe nur etwas für ihre Vertheidigung geschehen konnte. Einige wenige hilflose und schüchterne

Priester waren Alles, was sich an belebten Wesen daselbst vorfand, daher die Festung auch ohne Schwertstreich in seine Gewalt fiel. Die Beute, welche er daselbst machte, war, ohne alle Uebertreibung, ungeheuer. Nimmt man die indische Goldmünze, den Mun oder Maund, zu dem geringsten Werth an — denn derselbe schwankt sehr bedeutend, da er in Arabien nur 2 Pfund Sterling, in Tabriz und Persien aber elf Pfund werth ist — so betrug dieselbe 1400 Pfund goldner und silberner Geräthe, 400 Pfund Goldbarren, 400 Pfund Silberbarren und 40 Pfund Perlen, Corallen, Diamanten und Rubinen, und an baarem Gelbe 313,333 L. St. Damit beladen kehrte sein Heer im Jahre 1109 nach Ghiznee zurück. Um seinen Sieg zu feiern, gab Mahmud prachtvolle Feste, und ließ bei diesen Gelegenheiten seine reichen Borräthe an goldenen Thronen und andern werthvollen Dingen zur Schau ausstellen, und jedem der Gäste kostbare Geschenke davon machen.

In einem bald darauf unternommenen neuen Feldzuge war sein Bestreben dahin gerichtet, Tahnisor zu unterjochen, das dreißig (englische) Meilen von Delhi entfernt ist. Diese Stadt ist bei den Hindus in dem Grade verehrt, wie Mekka bei den Moslems und Jerusalem bei den Christen. Die geheiligtesten ihrer Götzenbilder befanden sich daselbst und ihr Ursprung reicht, den Traditionen der Hindus zufolge, in die erste Zeit nach der Schöpfung der Welt hinaus. Anondpol, der Mahmud tributpflichtige Radschah von Pandschab, drang heftig in diesen, seine Absicht Betreffs Tahnisor zu ändern, indem er sich ihm dafür verbürgte, daß sämtliche Einkünfte des ganzen Bezirks zum Ersatz der gehaltenen Kriegskosten zu seiner Verfügung sein sollten; außerdem wolle er ihm fünfzig Elephanten und Juwelen von beträchtlichem Werthe zum Geschenke machen. Die Antwort Mahmuds gibt den starren Charakter des Mannes und die alles opfernde Inbrunst seines Glaubens kund: „Die Religion der Gläubigen lehrt folgende Sätze; im Verhältniß, wie die Lehren des Propheten ausgebreitet werden, und seine Bekenner sich in der Unterdrückung des Götzendienstes hervorthun, werde auch ihr Lohn im Himmel groß sein, und sei es daher seine Aufgabe, mit der Hülfe des Himmels die Götzenanbetung in ganz Hindustan auszurotten. Wie könne er also Tahnisor schonen?“ Diese stolze Antwort ließ bloß folgende Wahl: entweder vollständige Unterwerfung mit dem Opfer alles Dessen, was dem Menschen am theuersten ist, nämlich seiner religiösen Ueberzeugung oder Vorurtheile, oder Alles an die Vertheidigung von Altar und Haus zu setzen. Wie

unvernünftig auch der Götzendienst irgend einer Nation sein mag, so verdient er Achtung im Verhältniß der Zahl seiner Anhänger und der moralischen Wirkungen, die er verbreitet; selbst wenn derselbe das Gefühl noch so sehr empört, so rechtfertigt nichts die Anwendung des Schwertes und des Scheiterhaufens, um ihn auszurotten. Der Hinduvolksgeist war auf's heftigste bewegt durch die Beleidigung, welche er erleiden sollte; ehe aber eine Verbindung ihrer Kräfte eintrat, war die heilige Stadt in den Händen des Feindes. Sie ward seiner Plünderung überantwortet; ihre Tempel wurden ihres Schmuckes entkleidet, die Gözenbilder zertrümmert und die werthvollsten daraus an den Sitz der Regierung verbracht. Bei dieser Gelegenheit soll die mohamedanische Armee 200,000 Gefangene und eine solche Masse indischer Beute mit sich geführt haben, daß die Hauptstadt Ghiznee wie eine indische Stadt erschienen sei. Nicht ein Soldat der Armee war ohne Reichthum oder ohne viele Sklaven.

Jedes Jahr brachte Hindustan neue Invasionen der Mohamedaner und neue Plünderungen, wie Zerstörungen seiner Tempel.

Der zwölfte, von Mahmud unternommene Heereszug ist berühmt, wo immer die mohamedanische als ein Muster einer religiösen Invasion betrachtet wird. Bei diesem stets denkwürdigen Feldzug scheinen sämtliche energische Fähigkeiten Mahmuds sich gesammelt zu haben. Ihm war es nicht genug, seinen Namen als den eines weisen und wohlwollenden Souverän's, eines unbefieglichen Eroberers, eines Wohlthäters seines Landes und eines Beschützers von Künsten und Wissenschaften auf die Nachwelt übergehen zu lassen: seine Hauptleidenschaft bestand darin, unter den getreuen Anhängern des Propheten zu glänzen. Dieß steht auf jeder Seite seines Lebens geschrieben. Schon von früher Jugend an, wie auch sonst sein religiöser Eifer beschaffen gewesen sein mochte, ließ er kaum eine Gelegenheit vorübergehen, um seinen bitteren, durch nichts zu besänftigenden Haß gegen Alles an den Tag zu legen, was an Götzendienst grenzte; und jetzt in reiferem Alter, in dem der errungene Erfolg das Ausruhen gerechtfertigt hätte, sammelte er seine Kräfte zu einer letzten Anstrengung, deren Ziel darin bestehen sollte, daß sein Name auf die Nachwelt als der eines der größten Ausrotter des Götzendienstes, wie zugleich als der eines der größten Verbreiter des Islam übergehe.

Im Jahre 1024 sammelte er eine Armee von 54,000 auserlesenen Reitern und 1300 Elephanten, die besonders auf den Kriegsdienst eingeübt waren. Diese riesenhaften Ausrüstungen galten dem Tempel von

Somanath, der am südlichen Ende von Gubsherat, nahe bei der Stadt Diu, liegt, und dem man sich einerseits vom Lande, anderseits von der See her nähern kann, die an seine übrigen Seiten brandet. Die Wichtigkeit dieses Tempels und die wirklich hohe Verehrung, in welcher er stand, geht hinlänglich aus den unten folgenden, durch die Geschichte verbürgten Thatfachen hervor. Denselben zufolge ward dieser Ort von Monat zu Monat von 200,000 bis 300,000 Gläubigen besucht. 2000 Dörfer hatten alljährlich die Verpflichtung, die Mittel seiner Unterhaltung zu liefern; 2000 Priester, 500 Bajaderen und 300 Musiker verrichteten ihren Dienst in und um denselben. Eine Kette, an der eine Glocke hing, welche die Gläubigen bei ihrem Gebete laut werden ließen, wog zweihundert Goldmünz; das Götzenbild ward mit Wasser gewaschen, das täglich aus einer Entfernung von 1000 Meilen aus dem Ganges herbeigebracht ward. Mahmud hatte von dem großen Reichthum und der angeblichen Heiligkeit dieses berühmten Tempels gehört, und war überdies noch gereizt durch die Anmaßung der Priester, die sich thörichterweise gerühmt hatten, daß andere feste Plätze sich Mahmud aus Gottlosigkeit ergeben hätten, falls er aber vermessen genug sein sollte, sich an Somanath zu wagen, so würde ihn daselbst das Schicksal, was seine Bosheit verdiene, ereilen. Die große Verehrung, in welcher der Tempel stand, und die frommen Legenden, welche darüber in Umlauf waren, mögen allerdings Vertrauen in dessen Uneinnehmbarkeit erzeugt haben. Persischen Geschichtsschreibern zufolge waren die Hindus der Meinung, die Seelen Verstorbener versammelten sich in Somanath und giengen daselbst in andere Körper über, je nach deren Verdiensten aus dem früheren Zustande. Auch waren sie überzeugt, daß Ebbe und Flut des Meeres, allerdings unwissenden Völkern unerklärliche Phänomene, nichts als der Ausdruck des Gehorsams und der Verehrung seien, die der Ocean dem Altare von Somanath bezeuge. So sollte auch das Götzenbild seit den Tagen Krishna's, also 4000 Jahre vor der damaligen Zeit, dort gestanden sein.

Die mohamedanische Armee hatte die Stadt Multan erreicht, wo sie der Sultan sich mit Wasser und Andern versehen ließ, da eine große Wüste vor ihr lag. Nach Durchschreitung derselben kamen sie nach Abschnir. Diese Stadt ward bei ihrer Annäherung verlassen und ebenso wie die umliegende Gegend der Plünderung übergeben. Mit aller Vorsicht, die er anwenden ließ, erreichte er endlich Somanath, ohne bis dahin Widerstand gefunden zu haben. Allein hier fand er denselben in einem Grade,

wie er ihm bis dahin nicht vorgekommen war. Die Priester und Wächter des Tempels vertheidigten diesen mit einer Entschlossenheit, wie sie nur die edelsten Beweggründe einflößen können — Altar und Vaterland. Außerdem waren alle Jünglinge und älteren Männer aus den angrenzenden Provinzen, welche für ihren Glauben Alles einzusetzen nicht anstanden, hier versammelt.

Viele der Krieger Mahmuds waren Veteranen, Sieger in zahlreichen, hartbestrittenen Schlachten, die ein unwandelbares Vertrauen in die Fähigkeiten ihres Anführers und die Hilfe ihres Propheten setzten. Wiederholt schritten sie zum Angriff und wurden eben so oft zurückgeschlagen. Die Hindus leisteten so heftigen Widerstand, daß, so oft die Mohamedaner unter dem Feldgeschrei Allah Akbar ihre Sturmleitern an die Mauern anlegten, sie eben so wieder verjagt wurden. Ein Kampf außerhalb der Wälle hatte mit der gleichen Entschlossenheit und Ausdauer statt. Endlich wurden sie in Folge einer kühnen Anstrengung ihres schwärmerischen Befehlshabers Sieger, und der Sultan betrat triumphirend den Tempel.

Ein prächtiger Anblick bot sich hier seinen entzückten Augen. Das hohe Dach des Tempels ruhte auf 36 Säulen, die mit Gold und zwischen hinein mit Sträußen von Rubinen, Scharagden und andern kostbaren Steinen bedeckt waren. Eine einzige Hänglampe erleuchtete das geräumige Gebäude, deren Licht, im Widersglanze von tausend Juwelen, einen glänzenden Schein auf das ganze Innere des Tempels warf. Mitten darin stand Somanath selbst, ein aus einem einzigen Block gehauenes Götzenbild, das 50 Ellen hoch war, wovon sich jedoch 27 im Boden eingemauert befanden, gerade an dem Fleck, wo es, brahmanischer Tradition zufolge, 4 bis 5000 Jahre lang angebetet worden war. Um die Kuppel herum hingen einige tausend andere Bilder von Gold und Silber in verschiedenen Gestalten und Größen. An diesem geheiligten Orte schienen, wie in einem Pantheon, alle die Gottheiten gesammelt zu sein, welche man auf der Halbinsel von Gudscherat verehrte. Von Unwillen beim Anblick des riesigen Götzenbildes hingerissen, holte der Monarch mit seiner eisernen Streitart nach dem Kopfe desselben aus und schlug ihm die Nase weg. Vergebens boten die Brahmanen einen Schatz von zehn Millionen Pfund Sterling (120 Millionen Gulden) für dessen Erhaltung. Von der Aussicht auf das viele Geld geblendet, riethen die Omrahs zur Annahme. Allein Mahmud rief aus, daß es ihm mehr um den Titel eines Zertrümmerers von Götzen-

bildern, als um den eines Verkäufers derselben zu thun sei, und ließ mit dem Werke der Zerstörung fortfahren. Wiederholte Schläge zertrümmerten das Götzenbild und ließen aus seinem hohlen Bauche eine solche verborgene Masse von Diamanten und andern Juwelen fallen, die ihn reichlich für die Ablehnung des Lösegeldes entschädigte. Zwei Stücke des Götzen wurden nach Mekka und Medina geschafft, zwei andere nach Ghiznee, wo man sie noch bis in's siebzehnte Jahrhundert herab sehen konnte das eine am Palaste, das andere an der Moschee dieser Stadt.

Mahmud starb zu Ghiznee am 29. April 1030, im 36. Jahre seines Lebens.

Von der ganzen Reihenfolge mohamedanischer Herrscher ist keiner, der unter den Anhängern des Propheten mehr gilt, wegen seiner kriegerischen Thaten, und seiner treuen Befolgung der Lehren des Koran, so weit dieselben davon handeln, Andersgläubige zu bekehren. Sein Sohn folgte ihm in der Regierung; allein mit dem Ende derselben erschien eine andere Race, die der Türken, auf der Bühne der Welt.

Schon der Beginn des elften Jahrhunderts stellte die Türken als eine der zahlreichsten und furchtbarsten aller Hirtennationen dar. Die schwindenden Jahre Mahmuds waren bereits von Berichten über ihre Tapferkeit und die Zahl derer, welche über die Steppen von Bokhara schwärmten, beunruhigt worden. In einem angenommenen freundlichen Tone hatte der Sultan einst einen türkischen Abgesandten gefragt, auf welche Hülf, wenn angegriffen, er bei ihnen rechnen könne: „Schieße diesen Pfeil ab, hatte der Türke gesagt, indem er einen Pfeil in die Höhe hielt, und 50,000 Reiter fliegen zu deiner Fahne; nimm einen zweiten aus meinem Köcher und ihre Zahl wird sich verdoppeln; reicht dir dieß nicht aus, so sende meinen Bogen zum Zeichen dessen an unsere Stämme, und zweimalhunderttausend bewaffnete Krieger werden deiner Aufforderung Folge leisten.“

Mahmud hatte mit innerer Erregung diese Antwort vernommen, aber die Wetterwolke, der er angstvoll entgegen sah, sollte erst nach seinem Tode sich entladen. Vier Jahrhunderte lang war dieses Volk im Wachsen gewesen. Mahmud hatte unklugerweise und gegen den Rath seiner schärfer blickenden Rätthe auf ihre Bitten ihnen gestattet, den Orus mit ihren Schaf- und Rinderheerden zu überschreiten, und sich in den unbewohnten Theilen von Chorassan festzusetzen. Drei Brüder, die Söhne eines Häuptlings mit Namen Selbschuk, hatten von dieser Erlaubniß Gebrauch

gemacht, und ihre Zahl sich bald bedeutend vermehrt, da jeder Tag ihnen frische Massen aus den dichtbevölkerten Gebieten zuführte, welche sie verlassen hatten. Während der Regierung ihres Wohlthäters war kein Grund vorhanden, ihre Nähe zu bedauern; auch scheint bis dahin keine Klage gegen sie laut geworden zu sein.

Obgleich mehrere türkische Häuptlinge früher unter den auswärtigen Regierungen, unter welchen sie dienten, zu den höchsten Befehlshaberstellen gelangt waren, wie z. B. die Mameluken zu Bagdad und Auptugin, der Stifter der damaligen Dynastie selbst, so waren doch die Seltschuken die ersten, die in neueren Zeiten dauernde Besitzungen südlich vom Drus erworben hatten.

Nach und nach gelang es den Türken, die regierende Königsfamilie von Ghiznee zu vertreiben, die in ihren indischen Besitzungen Zuflucht suchte. Allein gerade das Mißgeschick der letzteren veranlaßte die Hindufürsten, sich gegen sie zu einem heiligen Krieg (1043) zu verbinden. Anfänglich war ihnen das Glück günstig; sie griffen sogar die Festung und Stadt Nagrakote an, deren frühere Einnahme und Plünderung durch die Mohamedaner oben geschildert ist. Vier Monate waren nöthig, um dieselben wieder zu erobern. Ihre Besatzung, welcher alle Zufuhr abgeschnitten war und die bereits alle ihre Vorräthe aufgezehrt hatte, auch von Lahore keine Hülfe mehr zu hoffen hatte, mußte sich unbedingt ergeben. In ihrer Erregung durch die wiederholten Erfolge rechneten die Hindus bereits auf die gänzliche Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit und die Wiederherstellung ihrer zahlreichen Glaubensbekenntnisse in dem früheren Glanze und der früheren Macht. Was hauptsächlich ein abergläubisches Volk zu begeistern vermag, nämlich das unmittelbare und deutliche Dazwischentreten der Vorsehung, dessen man sich bei so vielen Anlässen und an so vielen Orten stets bedient hatte, um auf das Volk zu wirken, blieb auch bei dieser Gelegenheit nicht aus. Von der höchsten Staatsstelle aus ward öffentlich und allgemein verkündigt, daß dem Radschah von Delhi, der einige Jahre früher von den Mohamedanern so rücksichtslos bei Nagrakote behandelt worden war, ein Bote vom Himmel erschienen sei und ihm zu wissen gethan habe, daß jetzt für ihn der Zeitpunkt gekommen, die ihm früher angethane vielfache Schmach zu rächen; daß bereits strenge Strafe zu Ghiznee erfolgt sei, und er den Radschah in seinem früheren Tempel zu Nagrakote erwarte. Diese Nachricht ward allgemein geglaubt. Glaubenseiferer aus allen Ständen vergrößerten bald die Reihen des

Nadschahs und derselbe sah sich binnen Kurzem an der Spitze eines zahlreichen Volksheeres, das auf die Hülfe des Himmels vertraute, und bereit war, jeder Gefahr zu trotzen und das Gefährlichste zu wagen. Mit diesen Fanatikern belagerte er Nagrakote, das bald in seine Hände fiel. Den darauffolgenden Morgen stand wirklich in einem Garten mitten auf dem Platze, in allen Theilen dem früheren, das Jahrhunderte lang seine gläubigen Anbeter gefunden hatte, ähnlich, das geliebte Götzenbild, welches einige Jahre zuvor von den kräftigen Hieben des vermessenen Mahmud zertrümmert worden war. Groß war alsdann der Jubel der erstaunten und entzückten Glaubenshelden; sie riefen aus, daß ihr Gott von Ghiznee zurückgekehrt sei. Weder dem Nadschah noch den Brahmanen ward die hierbei gebrauchte List zur Last gelegt; ihrem Götzen und seinem geheimnißvollen Wirken ward vielmehr allgemein von der Volksmeinung dieses sichtbare Wunder zugeschrieben. Der Ruf hiervon vermehrte in dem Grade das Ansehen des Heiligthums, daß täglich Tausende aus allen Theilen Hindustans herbeieilten, daselbst ihre Andacht zu verrichten und das Orakel über alle wichtigen Angelegenheiten zu befragen. Die Goldspenden, welche bei dieser Gelegenheit erfolgten, sollen nahezu die Schätze aufgewogen haben, welche Mahmud aus Hindustan entführt hatte.

Die Erfolge, welche der Nadschah von Delhi auf diese Weise erzielte, stößten den Fürsten des Pandschab und der andern Theile Hindustans solches Vertrauen ein, daß ein Geschichtschreiber jener Zeit von ihnen schreiben konnte: „während sie sonst aus Furcht vor den Moslims wie Füchse nicht aus ihren Löchern sich hervorwagten, benehmen sie sich jetzt ganz wie Löwen und fordern offen ihre Gegner zum Kampfe heraus.“

Drei der verbündeten Nadschahs rückten mit einem Heere, das aus 10000 Pferden und zahllosem Fußvolk bestand, auf Lahore los und belagerten es. Die Belagerung dauerte sieben Monate. Die Mohamedaner hatten für ihr Leben zu kämpfen; sie vertheidigten daher auch die Stadt in jeder Straße, denn die Mauern derselben waren bald in Trümmer gefallen. An jeder Hülfe, so wie daran verzweifelnd, sich halten zu können, verpflichteten sie sich alle durch einen feierlichen Eid, zu siegen oder zu sterben und machten alsdann einen Ausfall. Diese Verwegenheit führte ihre Rettung herbei. Als sie sich plötzlich auf die Feinde stürzten, wandten sich diese zur Flucht und erlitten so einen großen Menschenverlust.

Palastintriguen, wie Kriege der Hindu Fürsten unter sich, füllten von

da an die Zeit aus, bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die große mongolische Völkerwanderung über Hindustan hereinbrach.

### Einfall Timurs in Hindustan.

Bereits im Jahre 1240 waren die Horden Tschengis'khan's in Lahore eingefallen, hatten dasselbe geplündert und Tausende von seinen Bewohnern mit sich in die Sklaverei geführt. Das Gewitter, was Hindustan aus dieser Gegend bedrohte, hatte sich jedoch für diesmal noch glücklich zum Theil verzogen.

Jetzt erscheint aber Timur-Bey \*), in Europa mehr unter dem Namen Tamerlan (der lahme Timur) bekannt, auf der Bühne der Geschichte. Derselbe war von mütterlicher Seite ein Abkömmling Tschengis'khan's; sein Vater besaß als Lehngut die Provinz Kesch. Timurs Geburtsort war Kesch, eine 130 Meilen östlich von Lahore und ungefähr 30 Meilen südöstlich von Samarkand gelegene Stadt. Seine Geburt fällt in das Jahr 1336.

Sein erstes Trachten war auf Eroberung gerichtet und schon in früher Jugend schwärmte er für die Herrschaft der Welt. Die Schule der Erfahrung war für ihn der Kampf um die Häuptlingschaft der verschiedenen Stämme, in welche die Mongolen getheilt waren. Durch kluges, hierbei beobachtetes Benehmen gelang es ihm, in dem Besitz der Provinz Kesch und im Befehl über 10000 Mann bestätigt zu werden. Im Alter von fünfundsanzig Jahren leistete er dem Emir von Khorassan und Transoxanien sehr wichtige Dienste gegen die Seten, welche dessen Gebiet verwüsteten. Als Anerkennung solchen Verdienstes gab ihm der Emir seine Schwester zur Gemahlin, allein nach ihrem Tode begann Tamerlan Feindseligkeiten gegen seinen Schwager und nahm seine Hauptstadt, das ehrwürdige Balkh, ein. Die Festung ward dem Erdboden gleich gemacht; des Emirs Kinder kamen um und sein Eigenthum, seine Schätze und sein Harem wurden die Beute des Eroberers. Dieß geschah im Jahr 1370. Tamerlan erwählte Samarkand zum Sitz seiner Regierung, zu welchem Behufe er es mit starken Befestigungswerken umgab, und reich mit Palästen und Gärten ausschmückte. Seine neulichen Erfolge erschienen ihm nur als

\*) Emir und Bey sind gleichbedeutende Titel, und bezeichnen einen Fürsten, Befehlshaber, Häuptling u. s. w. Das eine Wort ist arabisch, das andere persisch.